

MARIUS REISENER

DIE MÄNNLICHKEIT DES ROMANS

Funktionsgeschichtliche Perspektiven auf Leben, Form
und Geschlecht in Romantheorien 1670–1916



Marius Reisener

Die Männlichkeit des Romans
Funktionsgeschichtliche Perspektiven auf Leben, Form
und Geschlecht in Romantheorien 1670–1916

ROMBACH WISSENSCHAFT • REIHE LITTERAE

herausgegeben von Günter Schnitzler, Maximilian Bergengruen
und Thomas Klinkert
mitbegründet von Gerhard Neumann

Band 251

Marius Reisener

Die Männlichkeit des Romans

Funktionsgeschichtliche Perspektiven auf Leben, Form
und Geschlecht in Romantheorien 1670–1916

Auf dem Umschlag: Egon Schiele: Selbstportrait, 1911. Wasserfarbe, Gouache, Graphit auf Papier, 51,4 x 34,9 cm. Aus den Nachlass von Scofield Thayer 1982.
© The Metropolitan Museum of Art. Public Domain.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der FONTE Stiftung zur Förderung des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses.



F O N T E

Stiftung zur Förderung des
geisteswissenschaftlichen Nachwuchses

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Zugl.: Berlin, Univ., Diss., 2020

ISBN 978-3-96821-804-5 (Print)

ISBN 978-3-96821-805-2 (ePDF)



Onlineversion
Nomos eLibrary

1. Auflage 2021

© Rombach Wissenschaft – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Baden-Baden 2021. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

Inhalt

Danksagung	9
I Problemstellung und Erkenntnisinteresse	11
I.1 Der Fall ›La Roche – Wieland‹ – Einführung	11
I.2 Institutionalisierung des Männlichen, Instrumentalisierung des Weiblichen	13
I.3 Zeugung, biologisch/poetologisch	22
I.4 Das Geschlechtspolitische der Romanpoetiken	25
I.5 Zwischenresümee	28
I.6 Methodik und Begründung der Textauswahl	30
I.7 Vorgehen und Aufbau	36
II Perspektiven – Theoretische Vorbemerkungen und Forschungsstand	43
II.1 Romantheorien, gegendert	43
II.2 Leben und Form des Romans	46
II.3 Lebens-Form/Gattungs-Form	49
II.4 Endogener vs. emergenter Formbegriff	57
II.5 <i>Critical Masculinities</i> – Heteronormativer Kontrakt und appropriative Männlichkeit	68
II.6 Resümee – Konstellationen	79
III Männlichkeit als Appropriation – Frühaufklärung	81
III.1 Pierre-Daniel Huets <i>Traité de l'Origine des Romans</i> und Werner Happels <i>Der insulanische Madorell</i>	85
III.1.1 Erziehung durch Unterhaltung	86
III.1.2 Weibliche Romane, männlich	92
III.2 Denis Diderots <i>Éloge de Richardson</i>	100
III.2.1 Das Performative der Illusion	100
III.2.2 Appropriation verweiblichter Emotionalität	108
III.3 Friedrich von Blanckenburgs <i>Versuch über den Roman</i>	115
III.3.1 Unterricht und Vergnügen	121
III.3.2 Revision – Briefroman	131
III.4 Fazit	135

IV	Leben als Buch – Frühromantik	137
IV.1	Friedrich Schlegels <i>Brief über den Roman</i>	141
IV.1.1	Universales – Hinführung	141
IV.1.2	Das <i>Gespräch</i> als Rahmen für den <i>Brief</i>	146
IV.1.3	Poetischer Republikanismus	153
IV.1.4	Neues (Leben) der Literatur	156
IV.1.4.1	Der Eigenwert der Modernen und ihrer Formen	156
IV.1.4.2	Die lebendige Form des Romans	158
IV.1.4.3	Theorie als Roman, Roman als Theorie	160
IV.1.4.4	Positionalitäten von Geschlecht	162
IV.1.4.5	Gesprächs-Formen – Arabeske, Chaos, Ironie	164
IV.1.5	<i>Brief über die Philosophie. An Dorothea</i>	169
IV.1.6	Synthese	181
IV.2	Novalis' Fragmente und Hymnen	186
IV.2.1	Miniaturen I – Hinführung	186
IV.2.2	Das Leben als Roman – Vorbemerkungen	188
IV.2.3	Poesie als Medium des Lebens – Nachrichtenflüsse	191
IV.2.4	Varianz, Potenz, Approximation	192
IV.2.4.1	Synthese als Desiderat	199
IV.2.4.2	Poetik der Aneignung	203
IV.2.4.3	›Ich‹ und ›Du‹ – das Genie und das Androgyne	207
IV.2.5	Miniaturen II – Staatspolitische und männliche Hege- monie	212
IV.2.6	Autopoiesis	217
IV.2.7	Synthese	222
IV.3	Fazit	224
V	Bildung einer Nation – Frühes 19. Jahrhundert	229
V.1	G.W.F. Hegels <i>Das Romanhafte</i>	233
V.2	Gattung der Bildung – Bildung einer Gattung	250
V.3	Bildungsbegriff um 1800	253
V.4	Karl Morgensterns <i>Ueber das Wesen des Bildungsromans</i>	260
V.4.1	Medium des Bürgerlichen	262
V.4.2	Gestalt, morphologisch	265
V.4.3	Phantom-Genre/Phantom-Gender	272
V.4.4	An den Rändern der Bildung	274
V.4.5	Fazit	277

Inhalt

V.5	Hegelianer	280
V.5.1	Karl Rosenkranz' <i>Einleitung über den Roman</i>	282
V.5.2	Willibald Alexis' <i>The Romances of Walter Scott</i>	286
V.5.3	Wolfgang Menzels <i>Die deutsche Literatur</i>	293
V.6	Fazit	298
VI	Revolution von Männlichkeit – 1848, Nach-März, Gründerzeit	303
VI.1	Friedrich Theodor Vischers <i>Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen</i>	306
VI.1.1	Einleitung	306
VI.1.2	Kontext, Systematik, Denkweise	308
VI.1.3	Natur- als Gattungsphilosophie	314
VI.1.4	Epos vs. Roman	319
VI.1.5	Der Held – Transformation einer epischen Figur	325
VI.1.6	Der neue Held – prosaische Lebens-Form	329
VI.1.7	Liebe und/als Passagenritus	332
VI.1.8	Kernfamilie und Ehe	338
VI.1.9	Fazit	344
VI.2	Friedrich Spielhagens <i>Theorie und Technik des Romans</i>	350
VI.2.1	Vermittelte Totalität	350
VI.2.2	Der Held der Mitte	358
VI.2.3	Der Autor	369
VI.2.4	Statische Form ohne Emergenz	375
VI.2.5	Fazit	378
VII	Männlichkeit, gereift – Resouveränisierung der Moderne	381
VII.1	Georg Lukács' <i>Theorie des Romans</i> – Einleitung	381
VII.2	Selig <i>waren</i> die Zeiten – Der Einstieg in die <i>Theorie</i>	389
VII.3	Die <i>Theorie des Romans</i> und ihr Anspruch – vier Bereiche	393
VII.4	Die Theorie des Epos aus dem Geiste des Romans	401
VII.5	Die Formel der gereiften Männlichkeit	407
VII.6	Reifeprozess – Umkodierung von Männlichkeit	409
VII.7	Das Dämonische und der gereifte Mann	413
VII.8	Fazit	422
VIII	Schlussbetrachtung	427
	Schriftenverzeichnis	441

Danksagung

Es ist zunächst einmal verwunderlich, dass dieses Buch nun irgendwie ›passiert‹ ist. Ganz ohne die Unterstützung einiger wunderbarer Menschen wäre aber nichts geschehen. Mein allergrößter Dank gilt meinen Eltern und meinen Freunden, denen ich nicht genug sagen kann, wie unfassbar wertvoll Ihr Beistand war und ist. Auch gehört zu solch einem Projekt die institutionelle Betreuung, der Ulrike Vedder, Paul A. Fleming und Ethel Matala de Mazza mit größter Verantwortung nachgekommen sind; sie haben stets und an entscheidender Stelle dem Projekt mit Denkipulsen in seine Form geholfen. Für die finanzielle Beihilfe, genauer die dreijährige Promotions- sowie die sechsmonatige Abschlussförderung, möchte ich der FAZIT-Stiftung großen Dank sagen ebenso wie der FONTE-Stiftung, die generös die Druckkosten bezuschusst hat. Nicht weniger habe ich dem DAAD zu danken, nämlich für den zehnmonatigen US-Fellowship sowie die finanzielle Förderung von Teilnahmen an und zur Organisation von internationalen Fachveranstaltungen. Auch und das heißt mit größtem Nachdruck danke ich dem German Studies Department der Cornell University sowie dem PhD-Net »Das Wissen der Literatur«, diesem ruhelosen Denkkollektiv, ohne dessen intellektuelle und vor allem zwischenmenschliche Unterstützung das alles nicht möglich gewesen wäre. Und trotz der lauernenden Gefahr, jemanden zu vergessen, möchte ich zum Schluss denjenigen Menschen meinen besonderen Dank aussprechen, die in der intensiven Entstehungszeit dieses Buches mit mir gelitten und gejubelt haben, vor allem aber den Feinschliff der Arbeit maßgeblich zu verantworten haben: Anatol Heller, Klaus Wiehl, Robert Loth, Florian Scherübl, Kira Jürjens, Johanna Stapelfeldt, Jonas Mirbeth, Jenny Körber, Hannes Fischer und Masetto Bonitz – Danke!

I Problemstellung und Erkenntnisinteresse

1.1 Der Fall ›La Roche – Wieland‹ – Einführung

Weibliche Autonomie ist Christoph Martin Wielands Sache nicht. Soviel macht sein Anschreiben an die Verfasserin der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) klar, das der Erstausgabe des Romans – deren Titel kommt ganz ohne Sophie von La Roches Namen aus – als Vorwort dient. Dort artikuliert Wieland sowohl La Roche als auch der impliziten Leserin gegenüber zwei Absichten seiner Herausgeberschaft: Er möchte »allen tugendhaften Müttern, allen liebenswürdigen jungen Töchtern unsrer Nation ein Geschenk« mit dem Briefroman machen, ein Werk, »welches mir geschickt schien, Weisheit und Tugend – die einzigen großen Vorzüge der Menschheit, die einzigen Quellen einer wahren Glückseligkeit – unter Ihrem Geschlechte, und selbst unter dem meinigen«, zu befördern. Und er will La Roche »in eine Schriftstellerin [...] verwandeln« (LS VI). Grund dafür sind die spezifischen Roman-Qualitäten der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*, denn Romane haben, das hätte es schon bei Richardson und Fielding geheißen, einen »ausgebreiteten Nutzen«, und dies sei eine »Wahrheit, an welcher niemand zweifelt« (LS VI f.). Wieland will den Beweis antreten, dass es sich bei La Roche um einen solchen Fall handeln könnte, und das trotz etwaiger formaler und stilistischer Unstimmigkeiten des Romans, die den Unmut einiger »Kunstrichter« (LS XIV) hervorrufen könnten. Kritische Einwände solcher Art sollen ihre Sorge jedoch nicht sein, denn La Roche habe ja, so Wieland weiter, nie daran gedacht, »für die Welt zu schreiben, oder ein Werk der Kunst hervorzubringen« (ebd.), als es vielmehr aus »Gewohnheit« produziert (LS XIV). Und so werden potenzielle Kritiker des *Sternheim*-Romans dazu in der Lage sein, die »Frucht der bloßen Natur [La Roches Werk; M.R.]« von »einer durch die Kunst erzogenen, mühsam gepflegten Frucht« voneinander zu unterscheiden (LS XV). Überhaupt sei »die moralische Nützlichkeit der erste Zweck, die Ergötzung des Lesers hingegen nur eine Nebenabsicht« (LS XVI), und so wertet Wieland die *Geschichte der Fräuleins von Sternheim* über deren *prodesse*-Funktion vor dem Hintergrund der Ermangelung an stilistischer Finesse auf. Denn es ist insbesondere Sternheims Individualität, ihre Art zu denken, zu reden und zu handeln, die sie »mehr der Natur und ihren eigenen Erfahrungen und Bemerkungen, als dem Unterricht und der Nachahmung zu danken« habe, und dieser »individuelle Schwung ihrer

Einbildungskraft« sei gerade deshalb lehrreich, weil die Protagonistin »für einen Gedanken, den sie selbst *gefunden* hat, auch selbst auf der Stelle einen eigenen Ausdruck *erfindet*, dessen Stärke der Lebhaftigkeit und Wahrheit der anschauenden Begriffe angemessen ist, aus welchen sie ihre Gedanken entwickelt [...]« (LS XVIIIf., Herv. i. O.).

Was Wieland hier, und das meint den literarhistorischen Moment, in dem sich die Gattung »Roman« von den normativen Zwängen tradierter Regelpoetiken zu emanzipieren und nach seinem Ort sowie seinen Formen zu suchen beginnt – was Wieland im Vorwort des *Sternheim*-Romans ausgehend von der männlichen Sprecherposition betreibt, ist nichts Geringeres als eine umfängliche Bewertung weiblicher Literaturproduktion, nämlich: durch (1) die Entprofessionalisierung weiblichen Schreibens, das als ein eigentlich natürlicher und damit unkünstlerischer Akt beschrieben wird; (2) durch die Abwertung dieser Literaturproduktion, die lediglich marginale Literatur als Abfallprodukt von und für »Nebenstunden« (LS IV) hervorbringe; (3) durch die Lizenzierung des pädagogischen Potenzials mit gleichzeitiger Devaluation der literarischen Form; und (4) durch die Aufwertung der Lesbarkeit, Übersetzbarkeit und Interpretierbarkeit von Individualgeschichten für das Lesepublikum.¹ Über die Bezüge zur Naturhaftigkeit, zur Pädagogik mit gleichzeitiger Emphase deren Marginalität wird weibliche Literaturproduktion enggeführt mit der den Frauen zugewiesenen sozialen Rolle; im direkten Anschluss jedoch erfährt dieser Produktionsmodus von Literatur eine Aufwertung im Register potenzieller Nützlichkeit. Zugleich aber stellt sich eine forcierte Ablehnung der Musterästhetiken im Zeitalter der Empfindsamkeit ein, die es mit sich bringt, dass sich die Formen der Literatur keinen poetologischen Reglements mehr unterworfen sehen. Diese Formfreiheit ist Objekt einer paradoxen Wendung: Sie untersteht der Autorität männlich-künstlerischen Schaffens, das den Widerspruch einer, so ließe sich sagen, reglementierten Formoffenheit aushalten, Form also doch einhegen (*contain*) will und damit diese Weise des Kunstschaffens »dem Natürlich-Weiblichen« und seiner ihm attestierten ästhetischen Ungebundenheit entgegengestellt.²

1 Vgl. Magdalene Heuser: »Ich wollte dieß und das von meinem Buche sagen, und gerieth in ein Vernünfteln«. Poetologische Reflexionen in den Romanvorreden, in: dies./Helga Gallas (Hg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800, Tübingen 1990, S. 52–65.

2 Vgl. Silvia Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt a. M. 1979, S. 194.

1.2 Institutionalisation des Männlichen, Instrumentalisierung des Weiblichen

Weibliches Schreiben kann seinen Ort im literarischen System nur finden, wenn es (auch) für Männer nützlich ist und von ihnen als solches ausgegeben wird. Es handelt sich um eine Vorläuferfigur des Aufschreibesystems 1800 und um die Produktion einer »Funktions Mutterschaft«³ durch Sekundärmedien.⁴ Im Akt der vermeintlichen Wertschätzung und offenkundigen Wertschöpfung weiblicher Literaturproduktion wird auch ihrer Agentin instrumentalisiert, sodass »die Frau« als ein Ort ästhetischer und genderpolitischer Debatten adressierbar wird.⁵

1.2 Institutionalisation des Männlichen, Instrumentalisierung des Weiblichen

In seiner institutions- und sozialgeschichtlichen Studie zur *Aufklärung* wirft Steffen Martus die Frage auf, ob es sich bei »dem Wesen« »der Frau«, an dem sich im frühen 18. Jahrhundert ein Streit um die Gelehrtenkultur entzündet, nicht um ein Vehikel handelt, das die Aufklärung zur Durchsetzung und Institutionalisation eines Willens zur Wahrheit instrumentalisiert:

Die Aufklärung öffnete die männlich dominierte Gelehrtenkaste und ihre ständischen Grenzen, oftmals aber machte sie auch nur einen neuen Spielzug auf

3 Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München 1995, S. 97. Und es geht um die bildungspolitische Verpflichtung der Mutter als Ursprung, an dem das Reden beginnt: »Die Mutter bringt Leben hervor, indem sie sprechen lehrt: sei es als Überwacherin der kindlichen Alphabetisierung oder als Initiatorin männlicher Dichtung selbst.« (Ethel Matala de Mazza: *Der verfasste Körper. Zum Projekt einer organischen Gemeinschaft in der Politischen Romantik*, Freiburg i. Br. 1999, S. 233).

4 Dieser Umstand stellt sich im Umfeld des Paradigmas »Bildungsroman« ein, der als autorreferenzieller Text die Kunst, Bücher zu lesen (Johann Adam Bergk), zur Sozialisations-technik erhebt: »Zwischen Literatur und Sozialisation entsteht ein Wechselbezug. Die Epoche, die die Primärsozialisation in die Literatur einführt, führt die Literatur in die Sekundärsozialisation ein.« (Friedrich A. Kittler: *Über die Sozialisation Wilhelm Meisters*, in: ders./Gerhard Kaiser: *Dichtung als Sozialisationspiel. Studien zu Goethe und Gottfried Keller*, Göttingen 1978, S. 13–124, hier S. 112). Das Aufschreiben und Ordnen der Bildungsgeschichte macht diese allererst anschaulich, und diese Techniken werden durch ein spezifisches »Aufschreibesystem 1800« bedingt, ohne dass »der Mythos vom Bildungsgang leer und unanschaulich« (ebd., S. 104) bleiben würde.

5 Eine differenzierte und (leider) noch immer relevante Systematisierung davon, wie sich »die Geschlechterdifferenzen« auf die Mechanismen literarischer Kanonbildung auswirkt, und die sich ebenso gut auf den Fall »La Roche – Wieland« anwenden ließe, liefern Renate von Heydebrand/Simone Winko: *Geschlechterdifferenzen und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen*, in: *IASL* 19,2 (1994), S. 97–172.

dem Feld der *Respublica litteraria*, bei dem Frauenbildung als Chiffre für ein offen weltläufiges, in der Praxis jedoch zutiefst männliches Konzept von Gelehrsamkeit genutzt wurde.⁶

Werden Frauen, so Martus weiter, als »kurioses Subjekt des Wissens benötigt, um die Fähigkeit aller Menschen zu Wahrheit und Erkenntnis herauszustellen und gegen die Einschränkung durch Vorurteile vorzugehen«,⁷ impliziert das eine Differenzierungsleistung, die – so in aktuellem Vokabular – zwischen *sex* und *gender* unterscheidet. Eine solche Indienstnahme von weiblichen Charakteristika erlaubt es, ein Sprechen über Weiblichkeit in Bezug auf die kulturelle Geschlechtlichkeit der Frau zu führen. Weiblichkeit steht nunmehr für das Andere ein und ist im Besonderen als Eigenschaften-Depot alles Nicht-Männlichen aufrufbar. »Tatsächlich definieren [...] Männer ihre Geschlechtsidentität im Gegensatz zu den Frauen negativ: männlich ist, was nicht weiblich ist.«⁸ Und zwar mit weitreichenden Konsequenzen.

Auch also im Bereich von Wissensproduktion und -distribution werden Frauen bzw. Weiblichkeit als gegenpolige Instanz zu Erkenntnisvorgängen gesetzt, und mit diesem Vorgang ist dann eine doppelte, wechselseitige Arbeit bezeichnet: die Arbeit am Gegenstand Erkenntnis(weisen) vis-à-vis Weiblichkeit und die Arbeit am Gegenstand Weiblichkeit vis-à-vis Erkenntnis(weisen). Damit ist ein Phänomen beschrieben, das aus der umfangreichen Arbeit am Gegenstand ›Geschlecht‹ seit der Frühen Neuzeit hervorgegangen ist. Darauf konnten bereits die Ergebnisse der literatur-, kultur- und sozialhistorischen Genusforschung in Bezug auf die wechselseitigen Paradigmenwechsel in Geschlechterkonzeptionen und Epistemologie aufmerksam machen.⁹ Ein Brennpunkt dieses Denkens

6 Steffen Martus: *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – ein Epochenbild*, Berlin 2015, S. 378f., Herv. i.O.

7 Ebd., S. 379.

8 Walter Hollstein: *Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden*, Göttingen 1993, S. 67f.

9 Das ist intensiv in den 1990er-Jahren geschehen. Siehe z. B. für Studien mit literaturhistorischem Schwerpunkt Christa Bürger: *Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*, Stuttgart 1990; motivgeschichtlich im 19. Jahrhundert Urte Helduser: *Geschlechterprogramme. Konzepte der literarischen Moderne um 1900*, Köln 2005; sozialgeschichtlich Ute Frevert: »Mann und Weib, und Weib und Mann«. *Geschlechter-Differenzen in der Moderne*, München 1995; auch Karin Hausen: *Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in: Werner Conze (Hg.): *Sozialgeschichte in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*, Stuttgart 1978, S. 363–393; epistemologisch Thomas Laqueur: *Making Sex. Body and Gender. From the Greeks to Freud*, Cambridge/London 1990; auch Claudia Honegger:

war im England des 17. Jahrhunderts, wo sich ein Denken etablierte, das ›die Geschlechter‹ polar organisierte, Männer und Frauen mit komplementären Eigenschaften ausstattete und diese Dichotomie als natürlich gegebene setzte. Mit dem Aufstellen solcher grundlegenden Gegensätzlichkeiten ging auch die Zuteilung von vergeschlechtlichten Aktionsräumen einher. Im Zuge dessen kam dem Mann eine öffentlich-aktive, der Frau eine privat-passive Rolle zu. Allerdings wurde die Polarität bis ins 18. Jahrhundert hinein im Sinne eines Ergänzungsschemas gedacht, wodurch im literarischen Feld ein gemeinschaftliches Autor/innenschaftskonzept¹⁰ vorherrschte, das bis ins frühe 18. Jahrhundert insinuierte, dass Dichterinnen und Dichter in derselben Traditionsgemeinschaft verortet werden konnten. Die Form der literarischen Wahrheitsfindung¹¹ basierte auf dem Streben nach der Weiterentwicklung, Aktualisierung, Verbesserung, vor allem aber der Entdeckung des Vorhandenen.¹² Anders gestaltet sich dieser Umstand dann im anbrechenden 18. Jahrhundert. Hier sorgt die Dissoziation von Privatleben und der Erwerbstätigkeit für den Ausschluss von Frauen aus der öffentlichen Sphäre, sodass auch die nunmehr schrittweise sich professionalisierende Künstler- und Autorenschaft zum Exklusivitätsraum für Männer wird. Seither kommt Autorinnen eine unmögliche und

Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850, Frankfurt a. M./New York 1992; weitere Ansätze und Materialien finden sich im weiteren Verlauf des Kapitels.

- 10 Im weiteren Verlauf der Studie wird situativ gegendert: dort, wo es sich um meta-historische und kontextunabhängige Beschreibungen handelt, aber auch in Hinblick auf die Adressat/innen der Theorien wie der darin anvisierten Romane sollen mit dem Schrägstrich Frauen, Männer und Mitglieder der LGBTQII*-Community – sicherlich verkürzt – gleichermaßen impliziert werden. Neben der inkludierenden Funktion kann damit performativ die Gewalt der Texte hinsichtlich Geschlechterkonventionen angedeutet werden. Dort jedoch, wo Forschungskonsens darüber herrscht, dass von männlichen zu anderen männlichen Sprecherpositionen gesprochen wird bzw. diese produziert werden sollen, und dort, wo die hier diskutierten Gegenstände nur Männer adressieren wollen (etwa *der* Autor oder *der* Held), wird das grammatikalische Maskulinum verwendet, wodurch freilich bereits eine Interpretation hinsichtlich der Pragmatik der Texte geleistet ist.
- 11 Zur Wandlung des Wahrheitsbegriffs im Zusammenhang mit dem Wirklichkeitsbegriff und den Darstellungsmöglichkeiten dessen im Roman vgl. Hans Blumenberg: Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans, in: Hans-Robert Jauß (Hg.): Nachahmung und Illusion. Kolloquium Gießen Juni 1963. Vorlagen und Verhandlungen (Poetik und Hermeneutik I), München 1991, S. 9–27.
- 12 Vgl. Ina Schabert/Barbara Schaff: Einleitung, in: dies. (Hg.): Autorschaft. Genus und Genie in der Zeit um 1800, Berlin 1994, S. 9–20, hier S. 11–13.

Frauen somit eine paradoxe Rolle in diesem System zu, wie Birgit Dahlke herausarbeitet:

Wo sich der männliche Autor über die Tötung des Weiblichen als Schöpfer konstituiert [...], müsste die Autorin diesen Vorgang am eigenen Geschlecht vornehmen. Sie gerät damit in eine fundamentale Widersprüchlichkeit weiblicher Schöpfung im Symbolischen [...].¹³

Im Spannungsfeld eines doppelten Ausschlusses der Frau aus dem literarischen System – einerseits zur Konstitution der männlichen Autorposition sowie zur Stabilisierung des literarischen Kanons und andererseits zum Zweck ihrer Funktionalisierung als Muse oder Modell und damit als universeller Bildspender – sind Autorinnen dem männlichen Verfügungsgestus von Autorschaft doppelt ausgeliefert und kulturhistorisch seither mit einer doppelten Befreiungsarbeit aus dieser »symbolischen Verstrickung«¹⁴ konfrontiert.

Zudem wird zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert dem Schreiben selbst eine interne hierarchische Ordnung implantiert, sodass jeweils unsachliche Schreibweisen mit dem Status des Anderen, d.i. des Weiblichen versehen werden. »Die Kopplung von Schreibweisen und Geschlecht verweist Frauen auf den Platz des abwesenden Anderen [...]«,¹⁵ wie Barbara Hahn zeigt. Das wiederum lässt, so Ina Schabert und Barbara Schaff, darauf schließen, dass »Künstlertum, Kreativität, Autorschaft zum Privileg des Mannes geworden [sind]«¹⁶ – und bei dieser Genese handelt es sich um einen hochgradig voraussetzungsreichen und komplexen Übertragungsvorgang von naturalisierten Eigenschaften, der auch Effekte auf anderen Ebenen zeitigt und dort zum politischen Spieleinsatz wird. Praktiken des ›richtigen‹ Lesens (weiblich) bzw. Schreibens (männlich) sind dabei geschlechterpolitisch aufgeladen und weisen den biologischen Geschlechtern also ein je spezifisches Verhalten im Kontext von Literaturrezeption und -produktion zu. Schreib- und Leseweisen gelten so aus hegemonial-strategischer Perspektive entweder als weiblich bzw. verweib-

13 Birgit Dahlke: Literatur und Geschlecht. Von Frauenliteratur und weiblichem Schreiben zu Kanonkorrektur und Wissenschaftskritik, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie, 3. erweiterte u. durchges. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 767–763, hier S. 769.

14 Ebd.

15 Barbara Hahn: Brief und Werk. Zur Konstitution von Autorschaft um 1800, in: Ina Schabert/Barbara Schaff (Hg.): Genus und Genie in der Zeit um 1800, Berlin 1994, S. 145–156, hier S. 147.

16 Ina Schabert/Barbara Schaff, Einleitung, S. 13.

lich und damit als kontaminiert oder als männlich bzw. vermännlichend und damit als adäquat. Bei Zuschreibungsvorgängen dieser Art handelt es sich um Inklusions- und Exklusionsstrategien, die in den ersten Versuchen europäischer Romanpoetiken zu beobachten sind und die ihre Schatten bis weit über das 19. Jahrhundert hinaus werfen.

Die Auseinandersetzungen um den Status des Romans und dessen poetische Eigenarten werden häufig auf Nebenschauplätzen, also an den Peripherien der Romane ausgetragen. Eigenständige Theorien des Romans gibt es bis zur Veröffentlichung von Georg Lukács' gleichnamigem Text 1916 nicht.¹⁷ Die in Vorworten, Rezensionen, Aufsätzen oder Unterkapiteln theoretischer Großentwürfe abgehandelten Debatten drehen sich im späten 18. Jahrhundert vor allem um zwei Schwerpunkte: die pädagogische Wirkungsweise der Gattung sowie eine gewisse Rezeptionshaltung, die das Lesen von Romanen einfordere und zugleich befördern solle. An diesen Diskussionen lässt sich ablesen, dass diese nicht nur als Felder betrachtet werden können, auf denen über die Geschlechter-Metaphern das Für-und-Wider von Romanlektüre ausgetragen wird, sondern diese Felder (dadurch) auch zu Austragungsorten geschlechterpolitischer Zuordnungen geraten, in denen das Mann- bzw. Frau-Sein ausgehandelt wird.¹⁸

Jedoch sind diese Bemühungen von einer großen Paradoxie durchzogen. Denn einerseits wird der Roman als ideales Bildungsmedium für Frauen angesehen, wie es beispielsweise die moralischen Wochenschriften zu Beginn des 18. Jahrhunderts behaupteten. Da Frauen zu dieser Zeit von der systematischen Schulbildung ausgeschlossen waren, sollte es der Roman sein, der ihnen die Möglichkeit bot, sich auch mithilfe basaler Lesefähigkeiten eine alternative Bildung anzueignen, wie sich exemplarisch an August Lafontaines Einschätzung der pädagogischen Qualitäten des Romans ablesen lässt:

17 Auch wenn Blanckenburgs *Versuch über den Roman* (1774) in der Rezeptionsgeschichte häufig als erste deutschsprachige Romantheorie gesehen wird, kann sie aufgrund stilistischer, struktureller, typologischer und vor allem habitualisierender Eigenarten eher als Poetik gelesen werden (vgl. Bruno Hillebrand: *Theorie des Romans. Erzählstrategien der Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1996, S. 119; auch Rüdiger Campe: *Form und Leben in der Theorie des Romans*, in: Armen Avanesian/Winfried Menninghaus/Jan Völker (Hg.): *Vita aethetica. Szenarien ästhetischer Lebendigkeit*, Zürich/Berlin 2009, S. 193–211).

18 Vgl. Albrecht Koschorke: *Geschlechterpolitik und Zeichenökonomie. Zur Geschichte der deutschen Klassik vor ihrer Entstehung*, in: Renate von Heydebrand (Hg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*, Stuttgart/Weimar 1998, S. 581–599.

Der Roman ist der Spiegel des wirklichen Lebens [...], wo Menschen reden und handeln mit der hinzugefügten Moral, ein lebendiger Unterricht über das menschliche Leben [...], eine Schule der Selbsterkenntnis, eine Moral in Beispielen, und wie die Sachen jetzt liegen, beinahe die einzige Schule für das weibliche Geschlecht.¹⁹

Lafontaine kommt zu dem Schluss, dass es die Simulationsfähigkeit des Romans in Bezug auf Leben und Lebendigkeit ist, die ihn zum idealen Erziehungsmedium der Frau mache, weshalb man diese junge Gattung gerade eben nicht ohne Weiteres verwerfen sollte;²⁰ und das, obwohl sich »[d]ie öffentliche Stimme [...] nie gegen Romane und Romanlesen so erhaben [hat] als jetzt, und nie hat eben sie lauter nach Romanen gerufen als gerade jetzt«. ²¹ Denn andererseits wird an dem vermeintlich widerstandslosen und primär unterhaltenden Lektüremodus ein Ungenügen ausgemacht, da sowohl die Zahl der Leser/innen als auch die Wirkung des Romans als alarmierend wahrgenommen werden. Träumen, Schwelgen, Phantasieren, Unterhalten-Sein: Diese mit dem Lesen von Romanen assoziierten Eigenschaften sind Teil des Diagnosekatalogs, mithilfe dessen dem Romankonsum eine übersteuerte Emotionalität attestiert wird und der, so ließe sich sagen, von dem der Verdacht der Hyper-Effeminierung, also dem der übermäßigen Verweiblichung begleitet wird. Man spricht von einer regelrechten Lesesucht.²² Dabei lassen gattungsspezifische Eigenschaften vermeintlich auf Lesegewohnheiten schließen, die in dieser Perspektive wiederum mit Geschlechtercharakteren korrelierten:

Es sind die sich im 18. Jahrhundert Geltung verschaffenden Medien des Briefes, des Romans und des Briefromans, die der Ambition einer aktiv-produktiven Teilnahme der Frauen am literarischen Geschehen günstig waren, und zwar in mehrfacher Hinsicht: nicht nur, weil sie als – im Sinne der regelpoetischen Gattungshierarchien – inferiore Gattungen weniger strengen Reglements unterlagen, sondern auch und vor allem deshalb, weil sie ihre Sujets infolge einer Verlagerung der literarischen Gegenstände in den Erfahrungshorizont der Frauen rückten.²³

19 August Heinrich Wilhelm Lafontaine: Vorbericht, in: ders.: *Die Gewalt der Liebe in Erzählungen. Erster Theil*, zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage, Berlin 1799, S. I–IV, hier S. II.

20 Vgl. Ebd.

21 Ebd., S. I.

22 Vgl. Albrecht Koschorke, *Geschlechterpolitik und Zeichenökonomie*, S. 595.

23 Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit*, S. 202.

Zudem gelten ausufernde Lesestunden als schädlich, da sie die Frau von der ihr zugewiesenen Rolle innerhalb des sozialen Systems ablenkten. Beide Perspektiven, so ließe sich formulieren, laufen in den Befund ein, dass Romanlektüre nur dann zu befürworten ist, solange sie vernunftgeleitet (d.i. durch den Mann) reglementiert wird. Inwiefern diese Form der Reglementierung auch inter-maskuline Zuordnungen von ›hegemonial – nicht-hegemonial‹ erlaubt, also als Strategie zur internen Stabilisierung von männlicher Hegemonie durch die Effeminierung ›anderer‹ Männlichkeiten dienstbar gemacht wird,²⁴ stellt ein zentrales Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie dar. Vorerst bleibt festzuhalten: Romanlektüre gilt (zunächst) als verweiblichte und verweiblichende Praktik.

Mit der Fixierung der Geschlechterdifferenz werden auch literarische Gattungen zusehends zu Orten, an denen und über die vergeschlechtlichte Legitimationspolitiken für Zugänge zu literarischen Rezeptions-, Distributions- und Produktionsweisen ausgehandelt werden. Die tendenziell als männlich bzw. vermännlichend identifizierbaren Normen und Anleitungen in Bezug auf Umgangsformen mit dem Roman gehen damit in Poetiken des Romans über – Poetiken, die auch solche von Lebens-Formen sind oder vielmehr Theorien der Formungsmöglichkeiten von Lebens-Formen.²⁵ Sofern im deutschsprachigen Raum im Zuge der *Agathon*-Rezeption die Darstellung eines wahrscheinlichen Lebens privilegiert wird, hat das mit Bezug auf dessen titelgebenden Helden zwei Konsequenzen. Männlichkeit wird dabei einerseits im biographischen Sinne als Formvorlage idealgestaltlicher Figurenentwürfe stilisiert und andererseits als ästhetische Kategorie zur Beschreibung poetologischer Eigenschaften des Romans im Besonderen und von Formgenese im Allgemeinen verwendet.

Damit ist das, was von Wieland im Vorwort der *Sternheim* noch als pädagogischer Modus von Romanproduktion verstanden und dort aus männlich-hegemonialer Perspektive zur Diskreditierung weiblichen Schreibens verwendet wird, Teil eines Diskurses, in dem die männliche Aneignung der weiblichen Schreibweisen betrieben wird, um die Kontrolle über den expandierenden Romanmarkt zu gewinnen, sodass rückwirkend auch männliche Hegemonie gefestigt wird. Was sich am Fall ›La Roche – Wieland‹ beobachten lässt, kann als Prozess der Institutionalisation –

24 Zu der hier verwendeten Terminologie siehe Kapitel II.

25 Vgl. ebd.

einem ersten Bestreben zur Habitualisierung des Romans²⁶ – beschrieben werden. Die durch den Vollzug der Institutionalisierung habitualisierten Handlungsrou­tinen haben auch den Zweck, die Hervorbringungsweisen der Institutionen selbst sowie die ihrer Zwecke und ihrer Produkte zu plausibilisieren. Im literarischen Feld bedeutet das zum einen, die Poetiken und ihre Akteure mit genügend Legitimationskraft auszustatten, um Kontrolle über das expandierende Feld zu erlangen; zum anderen heißt das, dass poetische Produktion in ihrer Wirkmacht unter Beweis gestellt und die Arten und Weisen ihrer Hervorbringungen in den Institutionen abgesichert werden müssen. Sofern man ab dem 18. Jahrhundert auch von einem Institutionalisierungsdispositiv sprechen könnte, zeigen sich auch die Konstituierungsbemühungen moderner Ästhetiken und Poetiken von einer ähnlichen Struktur durchzogen, wie sie das Zustandekommen von Institutionen im Allgemeinen kennzeichnet. Zugleich privilegiert die Institution ein spezifisches biographisches Modell, das aus ihr hervorgeht und das das Bestehenbleiben der Institution gewährleisten soll. Gemeint ist, dass in der anbrechenden Moderne und den Orten ihrer ästhetischen, institutionellen und szientifischen Konstituierung genormte Adoleszenzen – eingedenk ihrer Riten und Spiele²⁷ – generiert werden, die sich vor allem an die Männer richten, insofern *doing gender* und *doing adolescence* wechselseitig verschränkt sind.²⁸ Männlich ist nicht nur gleich unweiblich, sondern »männlich ist, was gesellschaftliche Institutionen dafür ausgeben«. ²⁹ Damit werden in den Institutionen zugleich die ihnen zweckdienlichen Männlichkeiten produziert, die sich als tauglich für die neuen funktionalen Aufgaben erweisen sollen, die die Moderne an den Menschen stellt. Beide, sowohl Adoleszenz als auch Institution,

26 Habitualisierung meint, so könnte heuristisch aus der Wissenssoziologie geschlossen werden, den Prozess, unter dem sich jede Handlung, die man häufig wiederholt, zu einem institutionellen Modell verdichtet (vgl. etwa Peter Berger/Thomas Lückmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner, übers. v. Monika Plessner, Frankfurt a. M. 1991, S. 56).

27 Vgl. Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M. 2012, bes. S. 90–96; auch Michael Meuser: Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs, in: Helga Bilden/Bettina Dausien (Hg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodische Aspekte, Opladen 2006, S. 163–178.

28 Vgl. Michael Meuser, Riskante Praktiken, S. 173.

29 Klaus Theweleit: Männliche Geburtsweisen. Der männliche Körper als Institutionenkörper, in: Therese Steffen (Hg.): Masculinities – Maskulinitäten. Mythos – Realität – Repräsentation – Rollendruck, Stuttgart/Weimar 2002, S. 2–27, hier S. 12.

stehen in wechselseitiger Abhängigkeit zueinander. Ein damit verbundenes »Ausbildungsmoratorium«³⁰ privilegiert einen spezifischen Bildungsgang und stellt über Schulpflicht, Berufsmobilität etc. die Infrastruktur bereit, um einen männlichen Entwicklungsweg zu initiieren.³¹ Das Institutionalisierungsdispositiv³² ist also wesentlich abhängig von den ihm korrespondierenden, das Dispositiv konstituierenden und stabilisierenden Lebensläufen sowie Narrativen, die es zugleich produziert. Im frühen 20. Jahrhundert – man denke an die Prosa Franz Kafkas, Robert Musils oder Thomas Manns – wird es schließlich seine prominenten Blüten tragen, und dort ist es auch, wo die Romane die Formen der Institutionen als solche des Lebens annehmen, das sie darstellen.³³ Die Institutionalisation des Romans ist auch eine der Geschlechter, und als Orte des Ausagierens beider Prozesse werden die Poetiken zu Schauplätze der männlichen Spiele, in denen der männliche Habitus konstruiert, eingeübt und vollendet wird.³⁴ Bei solchen Akten männlicher Institutionalisation handelt es sich um aneignende und gewaltvolle, die im Feld literarischer Produktion weitere Effekte zeitigen: Denn diese Akte bringen nicht nur weibliche Autorinnen in die Situation eben jener »unmöglichen Autorposition«,³⁵

30 Hans Bosse: Die Trennung vom Weiblichen. Rituelle und moderne Formen der Vermännlichung bei Adoleszenten, in: ders./Vera King (Hg.): Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis, Frankfurt a. M./New York 2000, S. 51–70, hier S. 54. Das Ausbildungsmoratorium »tritt im Lebenslauf des Individuums zwischen Kindheit und Eintritt in die Erwerbsarbeit des Erwachsenen« (ebd.).

31 Vgl. ebd., S. 53.

32 Zugleich ist damit, so hat es Adrienne Rich in ihrem Essay bereits in den 1980er Jahren herausgearbeitet, die Erhebung von Heterosexualität als Institution verbunden, die systematisch Frauen entmachtet; Heterosexualität wird zu ein Geflecht, das »imposed, managed, organized, propagandized and maintained« werden muss, und zwar »by force« (Adrienne Rich: Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence, in: Signs 5,4 (1980; Women: Sex and Sexuality), S. 631–660, hier S. 648).

33 Vgl. Rüdiger Campe: Das Bild und die Folter. Robert Musils *Törleß* und die Form des Romans, in: Ulrike Begermann/Elisabeth Strowick (Hg.): Weiterlesen. Literatur und Wissen. Festschrift für Marianne Schuller, Bielefeld 2007, S. 121–147; auch ders.: Kafkas Institutionenroman. *Der Proceß, Das Schloß*, in: ders./Michael Niehaus (Hg.): Gesetz. Ironie. Festschrift für Manfred Schneider, Heidelberg 2004, S. 197–208.

34 Vgl. Bourdieu 2012, S. 203. Im Feld der Produktions- und Reproduktionsverhältnisse des symbolischen Kapitals können Frauen »nur in Gestalt von Objekten oder, besser, von Symbolen in Erscheinung treten [...], deren Sinn außerhalb ihrer selbst konstituiert wird und deren Funktion es ist, zum Fortbestand und zur Mehrung des im Besitz der Männer befindlichen symbolischen Kapitals beizutragen.« (ebd.).

35 Sigrid Weigel: Topographien der Geschlechter, zit. n. Birgit Dahlke, Literatur und Geschlecht, S. 769.

sondern stellen eine Art symbolischen Abnabelungsprozess des Mannes vom Weiblichen dar³⁶ – mit symbolisch-letalem Ausgang für die Frau.

1.3 Zeugung, biologisch/poetologisch

Der Versuch einer männlichen Institutionalisierung, die ›idealiter‹ in die Habitualisierung einer systematisch-analytischen Terminologie einlaufen soll, muss also auch auf semantischer Ebene die Übernahme des vormals weiblich konnotierten Genres hinüber in das Areal maskuliner Hervorbringungsweisen betreiben,³⁷ und zwar auf zweierlei Art: Eine solche Institutionalisierung umfasst die Kompensationsleistung für fehlende ›biologische‹ Gebärfähigkeiten im Modus des Primats auf Kunstschaffung; und es geht, so die These, um die (Rück-)Aneignung des Romans und dessen Produktion als legitimer Akt des Hervorbringens. Die diskursive Erfindung der biologischen Geschlechterdifferenzen³⁸ stellt den Mann insofern vor ein Problem, als er nun mit dem Malus der Gebärfähigkeit konfrontiert ist. Die Frage, die sich dann aus Perspektive männlicher Kunstautonomie stellt, ist: Wie und wo kann Kunstzeugung als der (biologischen) Geburt gleichwertiger Akt legitimiert werden? Zeugung soll, anders formuliert, gleichzeitig den Unterschied der Geschlechter *und* die Dominanz des Mannes bezeugen; die männliche Gebärfähigkeit soll so verdeckt und zugleich sichtbar gemacht werden, sofern männliche Kunstproduktion nämlich vor biologischen Zeugungsvorgängen rangiere.

Zumindest waren die Orte solcher Legitimationspraktiken traditionsreich abgesichert: es handelt sich um Poetologien. Zeugungstheorien und Poetologien haben gemeinsam, dass sie Lehren von Hervorbringung sind. Allerdings ist mit der »Analogisierbarkeit von Kunst und Leben im Modus

36 Mit Rekurs auf Sigmund Freud, der die für den Ablöseprozess einer Person konstitutiven Akte der »Abstoßung und Ausstoßung des Liebesobjektes, als eine Rückholung eigener Selbstanteile, die zuvor ins Liebesobjekt projiziert worden waren« (Hans Bosse, *Die Trennung vom Weiblichen*, S. 57), beschrieben hat, ließe sich folgende Hypothese für weitere Untersuchungen bilden: Insofern für den Adoleszenzprozess »die liebevolle Wiederannäherung und zugleich Trennungsaggression als aggressive Distanzierung« (ebd.) ausschlaggebend ist, kann mit Blick auf die Appropriationsverfahren der Poetiken behauptet werden, dass die deutschsprachige Philologie an den Verfahrensweisen ihrer Romanpoetiken die eigene Adoleszenz durchspielt. Was die Poetiken auf der Ebene der *poiesis* betreiben, ist zugleich Praktik im Bereich ihrer Institutionalisierung.

37 Vgl. Klaus Theweleit, *Männliche Geburtsweisen*, S. 18.

38 Vgl. Thomas Laqueur, *Making Sex*.

der Zeugung«,³⁹ so Stefan Willer, noch nicht viel gewonnen, da sich die Bereiche von Kunst und Leben, Herstellung und Fortpflanzung in einer spezifischen Bildsprache des Generierens schneiden und sich diese Tradition aus der Antike herleiten lässt:

Statt dessen wäre zu untersuchen, wie diese Wechselbeziehung jeweils argumentativ hergestellt wird. Es geht also darum, systematisch und historisch zu differenzieren, inwieweit immer wieder Eigenarten künstlerischer Hervorbringung das induziert haben, was als natürlich zu gelten hat, und wie sich umgekehrt der Anschluß künstlerischer Konzepte des Hervorbringens an Begriffen von natürlicher Entstehung beschreiben läßt.⁴⁰

Die Bedeutungskomplexe stehen in unmittelbarer Abhängigkeit zueinander, wobei die Frage der Relation – die Position und Richtung des Bildspendevorgangs zwischen künstlerischer und biologischer Hervorbringung ist unklar – für dieses Feld bezeichnend ist. David Wellbery erkennt in diesem unklaren Bildspendeprozess eine eigentümliche Doppelbewegung, die »die zeugungssemantische Bestimmung der Kunstproduktion auszeichnet«. ⁴¹ Diese zeige eindrücklich die gleichzeitige Etablierung wie Suspendierung der Opposition zwischen den Sinnsystemen Kultur und Natur. Angesichts dessen werde ersichtlich, dass »der Komplex Kunst – Zeugung – Geburt als *ein Topos zu begreifen [ist], an dem die paradoxe Einheit der semantischen Unterscheidung Natur/Kultur verhandelt wird*«. ⁴² Es lässt sich beobachten, dass spezifische Qualitäten, die ›natürlichen‹ Hervorbringungsweisen zugeschrieben werden, auch für das rhetorische Arsenal der Selbstbeschreibung von Kunstproduktion mobilisiert werden, sodass dann eine Differenzstruktur in den allgemeinen Prozess der Zeugung eingetragen werden kann. ›Weibliche‹ Hervorbringung wird dem Bereich der Natur und männliche dem der Kultur zugerechnet, sodass »Geburt bzw. Selbstgebären und Kunstschöpfung klar an das männliche Genie und an männliche Originalität gebunden wurden. Das Werk der Frau ist das

39 Stefan Willer: »Eine sonderbare Generation«. Zur Poetik der Zeugung um 1800, in: Sigrid Weigel et al. (Hg.): Generation. Zur Genealogie des Konzepts, Konzepte von Genealogie, München 2005, S. 125–156, hier S. 125.

40 Ebd.

41 David E. Wellbery: Kunst – Zeugung – Geburt. Überlegungen zu einer anthropologischen Grundfigur, in: ders./Christian Begemann (Hg.): Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit, Freiburg i. Br. 2002, S. 9–36, S. 17.

42 Ebd., S. 13, Herv. i. O.

Kind, das des Mannes das Buch bzw. das Kunstwerk [...].⁴³ Ein solches Vorgehen ist Teil der Kompensationsleistung, die der moderne Mensch (und damit Mann) im Zustand des »Mängelwesens« – Herder wird 1772 zum Stichwortgeber – erbringen muss. Am nunmehr vergeschlechtlichten Kampfplatz moderner Poetiken soll dieser Malus abgefedert werden; Selbst-Komplettierung sowie Autarkie männlicher Poeten und ihrer Produktionsweisen werden in Bildern wie etwa dem der Kopfgeburt beschrieben:

Adaptiert der Poet im Paradigma der strikten Naturalisierung seines Tuns die mütterlichen Qualitäten eines Gebärenden und eines Aufziehenden [...], so werden diese in der Vorstellung der paternalen Kopfgeburt männlich umkodiert. Der Einschluß genuin weiblicher Fähigkeiten trägt Züge einer Komplettierung des Männlichen um das, was diesem von »Natur« aus fehlt, Züge aber auch einer Aneignung, die mit dem Ausschluß der Frau aus dem männlichen Schöpfungsakt einhergeht und der Autarkie des Mannes dient.⁴⁴

Die Aufwertung des Mängelwesens »Mensch« meint die des Mängelwesens »Mann« durch die Appropriation all derjenigen »weiblichen« Eigenschaften, die ihm zur Perfektion dienen sollen. Die Frau wird zum Rest männlicher Selbstvervollkommnungsarbeit.

Der Roman und sein Diskurs werden durch das steigende Ansehen der Gattung zu Orten von Machtpolitiken, und mit seiner ästhetischen Aufwertung treten die Akteure den Kampf um seine Institutionalisierung an. Die poetologische und institutionelle Ebene ist von denselben Strukturen gekennzeichnet, die der Frau innerhalb paternaler Narrative⁴⁵ und dem Bildungsgang des Mannes im Roman den Platz als statisches Übergangsphänomen zuweist.⁴⁶ Die Geburt der vermännlichten Institution »Roman« entsteht aus dem Geiste der Beseitigung »seiner« Weiblichkeit.

43 Christine Kanz: *Maternale Moderne. Männliche Gebärphantasien zwischen Kultur und Wissenschaft (1890 – 1933)*, München 2009, S. 35; auch Wellbery, *Kunst – Zeugung – Geburt*, S. 22.

44 Christian Begemann: *Poiesis des Körpers. Künstlerische Produktivität und Konstruktion des Leibes in der erotischen Dichtung des klassischen Goethe*, in: *German Life and Letters* 52,2 (1990), S. 211–237, hier S. 237.

45 Walter Erhart: *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*, München 2001.

46 Vgl. Elisabeth Bronfen: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München 1994; siehe auch Kapitel V.2.

I.4 Das Geschlechtspolitische der Romanpoetiken

Als Teilbereich eines solchen Projekts der Institutionalisierung der Männlichkeit und der Vermännlichung des Romans wurden auch, so die Ausgangshypothese, Romanpoetiken in Dienst genommen, die als Gegenstand der durch die *gender studies* informierten Literaturwissenschaft bisher kaum Beachtung gefunden haben. Für den literaturhistorischen Sonderbereich, in dem sich die Poetiken aufhalten – und dort sind sie, weil es sich bei dem ab dem 16. Jahrhundert auftauchenden Genre des Romans um ein recht junges und unregelmäßiges handelt –, hat der Schluß von romanästhetischen Programmen und vergeschlechtlichen Topoi weitreichende Konsequenzen. Durch das Nichtgegebensein seiner Form und den damit entstehenden Herausforderungen an das Konzept von Regelpoetiken, in die der Roman sich nicht einfügen lässt, stellen der Roman und seine Theorie die Frage nach Form.⁴⁷ Diese ist auch eine Frage nach der Form des Lebens, und wie zu zeigen sein wird, eine von Geschlecht.

Die diskursive Etablierung der konstruierten Geschlechterdualität angesichts des epistemologischen Umbruchs, der sich im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts vollzieht, hat die Naturalisierung des Männlich-Meliorativen zur Folge.⁴⁸ Umgekehrt drängt die postulierten Geschlechterdichotomie und ihre Logiken, einer Schleifenbewegung gleich, wieder zurück an ihren Ausgangsort. Bei Gattungsklassifikationen handelt es sich daher um Praktiken, die »als konventionalisierte Handlungs- und Wahrnehmungsdispositionen einen ›Trägheits-Effekt‹ hervorrufen«⁴⁹, auf eingeschliffene Diskurseffekte also zurückgreifen und diese reproduzieren. So werden auch Romantheorien zu Orten, die Effekt und Ursprung der naturalisierten Geschlechterdichotomie, die »zum Modell für alle Dichotomien [wird], die innerhalb der Kultur Bedeutung tragen. Die als unveränderbar und gegensätzlich begriffene Natur von Mann und

47 Vgl. Rüdiger Campe: Das Argument der Form in Schlegels ›Gespräch über die Poesie‹. Eine Wende im Wissen der Literatur, in: *Merkur* 68 (2014), S. 100–121, hier S. 117; siehe auch Kapitel II.

48 Etwa Karin Hausen, *Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹*; auch Evelyn Fox-Keller: *Reflections on Gender and Science*, New Haven 1985; Beate Helduser, *Geschlechterprogramme*.

49 Werner Michler: *Kulturen der Gattung. Poetik im Kontext 1750–1950*, Göttingen 2015, 47.

Frau kann daher metaphorisch für alle anderen Gegensätze eintreten.«⁵⁰ Insofern der Geschlechterdiskurs, so Susanne Opfermann, in dieser Zeit zum Meisterdiskurs avanciert, ist die Einflussnahme auch auf den Bereich des Literarischen und insbesondere auf Fragen nach der Gattung nicht abzustreiten. Als Ausgangslage nimmt die Untersuchung die Verschränkung von Geschlecht und Gattung ernst, und so ist als erste Beobachtung festzuhalten, dass das Konzept der Männlichkeit von den hier zu diskutierenden Texten als Konzept mit hoher kompensatorischer Kraft begriffen wird, an dessen Verwendung ein definitives Ungenügen in der ästhetischen Bestimmung des Romans erkennbar wird. Insofern die Kategorien Geschlecht und Genre auf entscheidende Weise miteinander verbunden sind und an deren Handhabung die inneren Gesetzmäßigkeiten beider Bereiche abgelesen werden sollen, nimmt auch die vorliegende Studie ihren Ausgangspunkt bei Formulierungen etwa Jacques Derridas und dem Gesetz der Gattung⁵¹ sowie den sich daran orientierenden gender-theoretischen Forschungsansätzen.⁵² Eine der zentralen Feststellungen lautete dort, dass Geschlecht wie auch Genre den Reglements der Zitierfähigkeit und des Zitiert-werden-Müssens unterstehen. Jedoch besteht die Besonderheit der Untersuchungsgegenstände darin, dass sie Ausprägungen desjenigen literarhistorischen Sonderbereichs sind, an dem die Regeln und Bedingungen solcher Zitier-Fähigkeiten allererst hervorgebracht werden, über die *gender* und Genre performiert werden.⁵³ Anders ausgedrückt: Dort, wo die Gattung des Romans im Modus der Poetik und darin wiederum mithilfe vergeschlechtlichter Begrifflichkeiten mit aller Vehemenz präskriptiv zu bestimmen versucht wird, soll die Zitierunfähigkeit der Gattung durch das Heranziehen der nicht weniger instabilen Kategorie der Männlichkeit kompensiert werden. Das Gesetz der Gattung, heißt das, artikuliert in jedem Vollzug zugleich Gesetzmäßigkeiten für Geschlecht

50 Susanne Opfermann: Diskurs, Geschlecht und Literatur. Amerikanische Autorinnen des 19. Jahrhunderts, Stuttgart/Weimar 1996, S. 278, Anm. 33.

51 Jacques Derrida: Das Gesetz der Gattung, in: ders.: Gestade, hg. v. Peter Engelmann, Wien 1994, S. 245–288.

52 Etwa Anna Babka: »Gender/Genre-(in)-trouble.« Literaturtheorie nach dem Gesetz der Gattung, in: Beate Burtscher-Bechter/Martin Sexl (Hg.): Theory Studies? Konturen komparatistischer Theoriebildung zu Beginn des 21. Jahrhunderts, Innsbruck et al. 2001, S. 91–107; dies./Ursula Knoll: Geschlecht erzählen: zur Rhetorik der Unterbrechung in Herculine Abel Barbins autobiografischen Aufzeichnungen, in: dies./Marlen Bidwell-Steiner/Wolfgang Müller Funk (Hg.): Narrative im Bruch. Theoretische Positionen und Anwendungen, Göttingen 2016, S. 195–222.

53 Siehe dazu ausführlicher Kapitel II.

und dessen Wiederholbarkeit; wie gezeigt wurde, muss dieses Schema ergänzt werden. Die Gesetzmäßigkeiten der Geschlechter sollen auch das Gesetz der Gattung sichern, entsprechend sind beide Felder von Trägheitseffekten gekennzeichnet. Insofern sich von (einem) »Gender/Genre-(in)-trouble« sprechen ließe,⁵⁴ sind Romantheorien Effekte *und* Prozesse von Geschlechterideologien.

Die erhoffte Kompensationsleistung reicht von prädikativen Bestimmungen des Protagonisten (männlicher Held) über produktions- und rezeptionsästhetische Wirkungsweisen (Autor und Leser [sic] sollen Männer sein) sowie maskulinisierter Strukturmerkmale (der Aufbau des Romans soll einer männlichen Entwicklungslinie entsprechen) bis hin zu pan-ästhetischen Forderungen mit maximaler semantischer Offenheit (der Roman soll männlich sein). Die darin eingeschachtelten Naturalisierungsvorgänge von Geschlechtercharakteren sind offensichtlich: Anhand der Ästhetisierung des Geschlechter-Begriffs wird reziprok die Naturalisierung abendländischer Männlichkeits- und Weiblichkeits-Imagines über die Poetiken des Romans befeuert. Die vorliegende Studie leistet dergestalt gleich einen doppelten Beitrag zur Romantheorieforschung: So wird einerseits das in bisherigen Untersuchungen zu den Theorien des europäischen Romans unbeachtete Register der Männlichkeit in der Studie erstmals auf seine funktionsgeschichtliche Reichweite und kulturellen, semiotischen und (pseudo-)ästhetischen Implikationen befragt, die ihrerseits nachhaltigen Einfluss auf das Verständnis vom Roman hatten; andererseits wird erstmalig ein Textfundus für die historische Geschlechterforschung erschlossen, der bisweilen einen blinden Fleck diskursanalytischer Bemühungen um die Entstehung moderner Geschlechter dargestellt hat. Beiden zentralen Untersuchungsgegenständen ist eigen, dass sie im Moment ihres Entstehens erklärungsbedürftig und damit zu Projekten werden, mit denen spezifische strategische Interessen verbunden sind. Beide Gegenstände zeichnen sich seit ihrer diskursiven Erfindung durch die Eigenschaft der Emergenz aus.⁵⁵ Und beide Gegenstände unterstehen Regulierungspraktiken. An den der Studie zugrundeliegenden Texten – den modernen Romanpoetiken und ihren Vorläufern von Huet bis Lukács – wird ersichtlich, inwiefern sich beide Objekte in einem Verhältnis gegenseitiger

54 Vgl. Anna Babka, »Gender/Genre-(in)-trouble«.

55 Siehe Kapitel II.4.

Abhängigkeit zueinander befinden.⁵⁶ Romantheorien, so die These, sind Geschlechtertheorien.

I.5 Zwischenresümee

Der Kategorie *gender* ist nichts vorgängig, sie ist immer schon Imitat von etwas, das nicht existiert und das deshalb immer wieder hervorgebracht werden muss. Als Effekt und Praxis seiner eigenen Repräsentationsweisen⁵⁷ ist das Projekt ›Geschlecht‹ Teil der Machtoperationen kultureller Hegemonie, aufgrund nicht gegebener Selbstidentität liegt in der Performanz von Geschlecht aber auch kritisch-revolutionäres Potenzial.⁵⁸ Seine Regulierungsweisen erstrecken sich breitenwirksam auf angrenzende Gebiete und sind in den verschiedenen Bereichen – juridisch, bürokratisch, institutionell, öffentlich, privat – als diskursive Praktiken beschreibbar. Sie finden Eingang in Archive und hinterlassen ihre Spuren in kulturellen Artefakten ebenso wie in deren Verfertigungsweisen.⁵⁹ Und Teil dieser Praktiken des Hervorbringens sind der Roman und seine Theorie.

56 Mit Lukács' *Theorie des Romans* (1916) ist die erste Romantheorie formuliert, die ihren Gegenstand systematisiert und habitualisiert: Lukács kann als Diskursbegründer gelten (vgl. Rüdiger Campe, *Form und Leben in der Theorie des Romans*, S. 197). Die anderen hier diskutierten Texte können vielmehr als vortheoretische Poetiken gelesen werden, und es werden im Laufe der Untersuchung weitere Merkmale für dieses Argument herausgearbeitet werden. Jedoch firmierten diese Poetiken zu ihrer Zeit als das, was dort unter Theorie verstanden wurde. Die Texte werden daher situativ als Poetiken oder Theorien bezeichnet.

57 Teresa de Lauretis konzeptualisiert die Produktion von *gender* als »both the product and the process of its representation« (Teresa de Lauretis: *Technologies of Gender. Essays in Theory, Film, and Fiction*, Bloomington 1987, S. 5).

58 Judith Butler spricht in ihrer Replik auf Michel Foucaults ›Kritik‹-Essay davon, dass die Subjektformation nur im Rahmen bereits gegebener Form möglich ist. Demjenigen, was im Sinne Caroline Levines (*Forms. Whole, Rhythm, Hierarchy, Network*, Princeton/Oxford 2015) als ›Affordanz‹ von Subjektformen gelesen werden kann, lässt sich mit Butler aber das Prinzip des Ungehorsams entgegenhalten, das auf eine »Entunterwerfung« und damit die Deformation des Subjekts hinausläufen. Von diesem ontologisch unsicheren Punkt kann dann die Frage aufgeworfen werden: »Wer wird hier Subjekt sein, und was wird als Leben zählen, ein Moment des ethischen Fragens, welcher erfordert, dass wir mit den Gewohnheiten des Urteilens zu Gunsten einer riskanteren Praxis brechen, die versucht, den Zwängen eine künstlerische Leistung abzuringen?« (Judith Butler: *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*, in: Rahel Jaeggi/Tilo Wesche (Hg.): *Was ist Kritik?*, Frankfurt a. M. 2009, S. 221–246, hier S. 246).

59 Das weiß die feministische Kritik schon seit den 1980er-Jahren, die, so Leslie Adelson mit Bezug auf Luce Irigaray, Linda Alcoff, Teresa de Lauretis und Hélène Cixous, am

Insofern moderne Romane und ihre Theorien mit der Frage nach der Form zugleich die Frage nach den Formen des Lebens stellen,⁶⁰ gilt es, diese Lebensformen auf diejenigen Techniken hin zu untersuchen, durch die die Romantheorien ihren Gegenstand vergeschlechtlichen. Erkenntnisse und Verfahren aus den *critical masculinities* können dabei helfen, die Funktionsweisen der Männlichkeitsmetaphern innerhalb von Romantheorien besser in den Griff zu bekommen. Sie dienen nicht nur dazu, die Verwendung des Begriffs zu erläutern; die Modelle hegemonialer bzw. hybrider Männlichkeit sowie deren Konstitutionsweisen und Machttechniken sollen auch dabei helfen, die poetologischen – die Weisen der Hervorbringung des expliziten Gegenstands (Roman) – sowie die poetischen – die Weisen der Hervorbringung des impliziten Gegenstands (Geschlecht) – der Romantheorien zu beobachten. Das bedeutet, so eine der Thesen dieser Studie, dass den Romantheorien ein latentes Verständnis von Geschlechtlichkeit zugrunde liegt, das Eingang findet in die Beschreibungsweise des Primärgegenstandes. Struktur und Argumentationsgang der Theorien sind gekennzeichnet vom Verständnis der Geschlechterverhältnisse, das die Texte zugleich hervorbringen. Und das ist entscheidend: Einerseits betreiben die Theorien die Vergeschlechtlichung des Gegenstandes ›Roman‹ auf poetologischer Ebene und andererseits haben sie maßgeblich Anteil an der Hervorbringung des Gegenstandes ›Geschlecht‹ auf poetischer Ebene. Das Begriffsfeld der Männlichkeit vollbringt dabei mindestens zweierlei: Es liefert erstens ein Deutungsangebot für ›adäquate‹ Formen und Inhalte sowie für normative Produktions- und Rezeptionsweisen von Romanen. Und es stabilisiert zweitens männliche Hegemonie, indem die Definitionsleistung, die für die Gattung des Romans aufgebracht wird, damit immer auch – in dialektischer Perspektive – Männlichkeit um- und vorschreibt. Definiens und Definiendum stehen in einem stabilisierenden Wechselverhältnis zueinander. Die so vom Innen-Außen der Romantheorien an die Gattung herangetragenen Formdesiderate wollen in der Form des Romans eine maskulinisierte Le-

phallogozentrischen System bemängelt, dass es Frauen als zu dominierendes und kontrollierendes ›Anderes‹ produziert. Eine *écriture féminine* müsse daher durch den weiblichen Körper durchschreiben – und sie könne das, weil der weibliche Körper materiales Organ des weiblichen Selbst und Lokus ihrer kulturellen Signifikation ist –, der immer noch als Kampfplatz gilt und der nie Ort einer fixierten, permanenten Identität ist (vgl. Leslie A. Adelson: *Making Bodies, Making History. Feminism and German Identity*, Lincoln 1993, S. 57–70).

60 Sieht Kapitel II.